Zeitschrift: Bericht über die Verhandlungen der Zürcherischen Schulsynode
Herausgeber: Zürcherische Schulsynode
Band: 60 (1893)

Artikel: Beilage XI : die Stellung des Lehrers ausser der Schule
Autor: Pfenninger, J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-743728

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Stellung des Lehrers ausser der Schule.

Referat

von

Herrn **J. Pfenninger**, Lehrer in Hottingen.

Verehrte Anwesende!

Die umfassende Arbeit meines Herrn Vorredners erleichtert mir meine Arbeit insofern, als ich mir zur Einleitung der Diskussion erlauben darf, nur einige Punkte des Themas herauszugreifen.

Das gestellte Thema liesse sich vielleicht in folgende Fragen auflösen:

a) Ist gegenwärtig die Stellung des Lehrers ausser der Schule eine befriedigende?
b) Wenn nein, was lässt sich tun, um sie zu verbessern?
c) Welche Aufgaben sind ihm zugewiesen?

Auf die erste Frage: „Ist die Stellung des Lehrers ausser der Schule eine befriedigende? lässt sich heute wohl kaum mit einem bedingungslosen „Ja“ antworten, sonst hätte wohl das Thema hier keinen Sinn. Einen Panegyrikus möchte ich also nicht anstimmen, den hält man mit Recht ja nur den Toten.

Man sagt: „Auf uns lastet schwer der Unwille eines in seiner Existenz bedrängten Standes. Die Sonne der

Volksgunst hat sich hinter den Wolken verborgen und die Schatten, die sie werfen, verdunkeln nur zu oft die hellen Fluren der Lehrerideale.

Treten wir im Bewusstsein treu erfüllter Pflicht diesen Schatten etwas näher. Vielleicht verliert sich ihre Dunkelheit bei näherer Betrachtung. Ein historischer Rückblick dürfte hier wohl am Platze sein.

Es sind kaum etwas mehr wie sechszig Jahre her, so haftete auf unserem Stande noch der Fluch der Lächerlichkeit, begründet in der Unwissenheit seiner Glieder. Die Scharten in dieser Hinsicht sind seither mit Ehren ausgewetzt worden und wo noch Grund zu Ausstellungen in dieser Beziehung vorhanden zu sein scheint, wo noch der höhnende Ruf „Halbgebildete!“ ertönt, da ist der Grund in der Unkenntnis oder in dem bösen Willen der Gegner zu suchen. Im Gegenteil! Es liesse sich leicht nachweisen, dass der Lehrerstand vor allen Ständen das grösste Bildungsbedürfnis hat, was doch sicher immer ein Merkmal der Bildung selbst ist. In den Hörsälen unserer Hochschulen finden wir unter den Auditoren immer eine sehr grosse Zahl von im Dienst stehenden Lehrern. Auf allen Gebieten des geistigen Lebens nehmen viele unserer Kollegen eine hervorragende Stellung ein, deren wir uns hier wohl mit Stolz und ohne Überhebung erinnern dürfen.

Noch sind aber nicht mehr wie ein Dutzend Jahre verflossen, seit ein in den letzten Zügen sich krampfendes Zeitungsreptil uns den Fluch der Gemeinheit anschleuderte. Wir brauchen uns nur an das vorhin Gesagte zu erinnern, um den Vorwurf zu nichte zu machen. Wenn zwar mit demselben die Gemeinschaft mit den Armen und Unterdrückten gemeint wäre, so würden wir ihn gerne auf uns sitzen lassen, den Fluch der Gemeinheit, die sich rühmt, dem gemeinen Volke entsprosst zu sein, dem Volke, das die Räder unserer gepriesenen Industrie treibt, dessen

Schweiss unsere teuere allemanische Erde düngt, dessen Vorväter die Torheiten ihrer städtischen Regenten mit dem Tode bezahlt haben. Diesem Volke sind wir entsprossen, zu ihm wollen wir gehören, ihm dienen, es führen helfen zum Glück und zur Wohlfahrt, uns allezeit lieber niederlassen zu den Armen und Bedrängten, als uns bücken vor den Gewaltigen. Das war seit den Tagen da ein zürcherischer Volksschullehrerstand ein wirkliches Bewusstsein seiner Mission hatte, nicht anders und wird immer so bleiben!

Und doch, verehrte Anwesende, trotz unseres ehrlichen Willens, unseres Ringens nach Vollkommenheit in weitern Volkskreisen die absprechenden und gehässigen Urteile, der Sturmlauf auf einige, wie es schien, im Volksbewusstsein festgewurzelte, durch Gesetz gewährleistete Anstellungs- und Besoldungsverhältnisse!

Da müssen Schäden sein, die untersucht und abgestellt werden müssen. Eine ehrliche Selbstprüfung zeigt ihre Ursachen und die Mittel zur Besserung.

Man beklagt sich etwa, die Lehrer hätten kein Verständnis für dasjenige Lebensgebiet, dem die Mehrzahl unseres Volkes seine Kräfte widmet, für die Landwirtschaft! keinen Sinn für die Würdigung der körperlichen Arbeit! Und in der Tat! Hat dieser Vorwurf nicht den Schein der Berechtigung, wenn da und dort etwa ein Lehrer auf dem Lande seinen Garten beim Schulhause jahrelang unbebaut liegen lässt und jeder Mitbetätigung bei den strengen Werken seiner Schulgenossen aus dem Wege geht, wie nahe liegt da nicht der Schluss, der Lehrer missachte, ja er verachte den ehrwürdigen uralten Stand des Landwirtes. Wie alle Schlüsse, die auf vereinzelten Tatsachen beruhen, trügt auch dieser. Die wohlgepflegten Gärten bei unsern Landschulhäusern sind ein sprechendes Zeugnis dafür, dass sich unsere Kollegen auf dem Lande des Gartens freuen und sich, ich zweifle

nicht daran, eher einen grössern, als einen kleinern wünschen. Im Allgemeinen lässt sich kühn behaupten, dass unsere zürcherische Lehrerschaft auf den Zweigen landwirtschaftlicher Tätigkeit, soweit sie mit dem Amte verträglich sind, entschieden Hervorragendes geleistet hat. Denken sie an die edle Imkerei, deren Förderer wir in unserer Mitte zählen, denken Sie an die Bestrebungen für Schulgärten und Hebung der Obstbaumzucht. Gehet hin, Ihr, die Ihr dem Ding noch fern stehet, und sehet und lernet! Das Gewonnene wird nicht nur euerer Schule und dem Geldsäckel zu gute kommen, sondern obendrein ein Band sein, das euch inniger dem Volke anschliesst!

Hier ist vielleicht der Ort, im besonderen zu betonen, welch' reiche Früchte der nähere Anschluss des Lehrers an alles, was das Volk in seiner täglichen Arbeit treibt, bringt. Wir sollten keine Gelegenheit versäumen, unser Interesse in dieser Hinsicht zu betätigen. Ich möchte dieses Verfahren mit dem vergleichen, was die Geistlichen als innere Mission bezeichnen. Die Werkstätte, das Atelier, die Fabrik sollten besucht und studirt werden, das bringt Anregung, Aufklärung, Sympathie!

Diese Forderung führt mich zu einem andern Vorwurf: wir seien einseitig, ausschliesslich, doktrinär und unduldsam. Der Schulmeisterhochmut ist geradezu sprichwörtlich geworden. Was ist davon zu halten? Vielleicht steckt auch ein Körnchen Wahrheit drin. Wir finden wohl wenige Stände, den Bauernstand ausgenommen, mit so scharf ausgeprägter Gleichförmigkeit der Ideen und Ansichten wie den Stand der Volksschullehrer. Viele halten das für einen Vorzug. Ich nicht. Solche Gleichartigkeit der Ansichten erstarrt, weil das Korrektiv der Kritik fehlt, zu Vorurteilen. Die hohe Meinung von sich, die der junge Lehrer ins Leben hinaus bringt, steht denn doch im Widerspruche mit dem, was er wirklich ist und was das Leben von ihm verlangt. Ist er einmal bestallter

Lehrer, so befördert der fast ausschliessliche Umgang mit meistens ganz gleichgesinnten Berufsgenossen; diese Einseitigkeit im Urteil über sich und andere. Treffen Sie bei andern gelehrten Berufsarten ein solches Selbstbewusstsein? Ich glaube, kaum. Somit, schliesse ich, muss etwas an der Erziehung der Lehrer Schuld sein. Vor allem aus der Umstand, dass sie als zu jung, zu unreif in das Leben hinaus kommen. Sie sollten zwei Jahre länger zur Vorbereitung für ihr wichtiges und schwieriges Amt haben, und diese Vorbereitung, soweit es die allgemeine Bildung betrifft, sollten sie in den Bildungsanstalten für andere junge Leute geniessen. Diese Forderung ist schon von einer zürcherischen Schulsynode formulirt und begründet worden, und wenn auch ihre Verwirklichung noch lange wird auf sich warten lassen, so sei sie doch das Ziel der zürcherischen Lehrerschaft. — Die Vorbereitung für den eigentlichen Schuldienst im Seminar Küsnacht ist vollkommen genügend bei solchen jungen Männern, denen es mit ihrem Streben ernst ist. Was ihnen aber hauptsächlich not tut, ist das Zusammenleben und -Arbeiten mit andern strebsamen, jungen Leuten, die sich andern Berufszweigen zuwenden. Die Vorteile einer solchen Änderung der Lehrerbildung sind zu augenfällig, als dass sie könnten übersehen oder bestritten werden, und es lässt sich mit Sicherheit vorher sagen, dass nach deren Verwirklichung die Klagen über Einseitigkeit der Lehrer abnehmen werden. Da nun aber, wie gesagt, vorderhand auf keine gründliche Änderung dieser Verhältnisse zu hoffen ist, müssen wir uns wohl oder übel nach Mitteln umsehen, wie den Nachteilen der jetzigen Lage tunlichst kann abgeholfen werden.

Zu diesem Zwecke betrachten wir vielleicht am besten die Geschichte der Lehrerbildung. Wir können da, wenigstens was den Kanton Zürich betrifft. deutlich zwei Perioden unterscheiden; erstens die Periode der rein beruf-

lichen Vorbildung, zweitens die Periode der enzyklopädistischen Vorbildung. Die erste hat ihren Vertreter in Scherr und seinem Seminar, die zweite dauert bis in die Gegenwart hinein. Diesen zwei Richtungen möchte ich die eklektische als die wünschbare entgegenstellen, ohne mich über die Nachteile der beiden ersten auszusprechen. Ich darf diese bei Ihnen als bekannt voraussetzen. — Was sollen wir nun aber dem angehenden Lehrer mit auf den Schul- und Lebensweg mitgeben, was in das Unterrichtsprogramm des Seminars aufnehmen, was in dessen Mittelpunkt stellen? — Folgende kurze Betrachtung wird geeignet sein, uns den richtigen Weg zur Lösung der Frage zu weisen.

Alles Wissen wird vermittelt durch das Wort; ja noch mehr alles Denken, Fühlen und Handeln der Menschen wird in die Form der Sprache gegossen. Die Sprache ist aber auch für den geistigen Diagnostiker, und ein solcher ist doch wohl der Lehrer, das wichtigste Instrument zur Erkenntnis seiner Zöglinge. Wir Lehrer sind, wir mögen es gestehen oder nicht, Männer des Wortes, und daher gehört es sich, dass der junge Lehrer mit einer gediegenen Bildung in seiner Muttersprache ausgerüstet werde. Ob das bei der jetzt dem Deutschen zugemessenen Zeit möglich ist, ist zu bezweifeln. Denn man denke sich dabei das Fach in seinem ganzen Umfange von den Elementen der Aussprache, Etymologie etc. bis zum Lesen und Studium der Dichterwerke, denn gerade diesen Letztern muss man einen hohen Wert auch für die Charakterbildung beimessen. Parzifal, Brandts Narrenschiff, die Wahlverwandtschaften enthalten mehr Lebensweisheit als das feinst ausgeklügelte System der Philosophie. — Das intensivste Studium der deutschen Sprache muss aber mit seiner praktischen Anwendung Hand in Hand gehen und da berührt sich dieses Fach mit der beruflichen Ausbildung. Die Anwendung in der

Übungsschule ist die natürliche Ergänzung des Deutsch-Unterrichts. Ich stelle mir aber auch vor, dass für den Seminaristen die Teilnahme an einem deutschen Seminar unerlässlich sein sollte. Da müsste er möglichst oft in den Fall kommen, mit Vorträgen nach freier Wahl vor seinem Lehrer und seinen Mitschülern aufzutreten. Da berührt sich das Deutsche mit den andern Fächern, wird von ihnen durchdrungen und befruchtet. Was müsste sich aber bei diesen Übungen naturgemäss ergeben? Die Erkenntnis des wesentlichen Unterschiedes zwischen Theorie und Praxis. Vieles was man weiss oder zu wissen meint, ist schwierig andern mitzuteilen. Die Durchdringung des Studienlebens durch die Anwendung, die Prüfung der Theorie an der Praxis müsste äusserst heilsam sein, teils für die praktische Vorbereitung auf den Schuldienst, teils für die Charakterbildung der angehenden Volksschullehrer.

Aber die vermehrte und vertiefte Pflege des Deutschen muss auch ihre Früchte tragen ausser der Schule, und **da** ist der **Punkt**, wo sich dieses Gebiet mit dem Leben ganz nahe berührt. Ich behaupte nämlich, dass sie für die deutsche Schweiz, für Zürich insbesondere, von nationalökonomischer Bedeutung ist, wenn wir es einmal verstehen, den Strom der Deutschlernenwollenden in unsere Gauen zu lenken. Das wäre eine „Fremdenindustrie“ der besten Sorte, die auch über den Winter anhielte. So wie die Welschschweizer es dazu gebracht haben, die Lehrmeister im Französischen für die ganze Welt zu werden, so sollen wir versuchen die Lehrmeister im Deutschen zu werden für die Völker lateinischen und slavischen Stammes, die aus diesen oder jenen Gründen jeden andern Aufenthalt einem solchen in Deutschland selbst vorziehen würden. Ein hervorragender Staatsmann, Theodor Curti, hat diesem Gedanken, wenigstens in Bezug auf die Welschschweiz, in der

„Zürcher Post“ bereits beredten Ausdruck verliehen und meine Lieblingsidee, die ich schon früher vor einem Verein entwickelt habe, einem grössern Publikum vorgelegt. — Aber, wendet man ein, wird sich ein Umschwung zu unsern Gunsten gegenüber Deutschland wohl je vollziehen? Ei freilich, wenn vor allem wir Lehrer daran mitarbeiten helfen. — Und, sagt man ferner, sind wir überhaupt in der Lage, mit gutem Gewissen solche Leute, die ein gutes Deutsch lernen wollen, zu uns einzuladen? — Bei Beantwortung dieser Fragen gehe ich von den Tatsachen aus, dass sich in romanischen Landen, besonders bei unsern westlichen Nachbarn, ein starkes Bedürfnis zum Deutschstudium geltend macht, weilen doch jeden Sommer in Zürich blos zu diesem Zwecke eine ziemliche Anzahl französischer Offiziere und gehen eine Menge junger Leute aus der Westschweiz zum gleichen Zwecke nach Deutschland. Aus der ersten der hier angeführten Tatsachen erhellt, dass die Franzosen, wenn immer möglich, Deutschland umgehen. Dass diese Antagonie so bald verschwinde, ist kaum anzunehmen. Wir nun, als neutrale Nation deutscher Zunge, sollten uns die Vorteile dieser Sachlage uicht entgehen lassen. — Zu der zweiten der oben zitierten Tatsachen ist folgendes zu bemerken: Die Westschweizer werfen uns Deutschschweizern oft und leider mit Grund vor, wir sprechen Dialekt. Wir müssen daher unser Deutsch in Schule, Haus, Verein und vor der Öffentlichkeit aufs beste pflegen und den Welschen jeden Grund zu der Ausstellung, wir sprächen im Umgang mit Fremden Dialekt, benehmen. Andernteils müssen wir sie aufklären, dass man, vielleicht mit Ausnahme der allerbesten Gesellschaft, weder in Karlsruhe, noch viel weniger in Dresden oder Stuttgart oder Berlin ein dialektfreies Deutsch spricht. Endlich sollen wir sie zum Muster nehmen, wenn sie französisch sprechen. Während nämlich der Franzose beim Sprechen sprudelt und haschelt, spricht der roma-

nische Schweizer, wie er sich auszudrücken pflegt, posément und wird dadurch auch dem Fremden verständlich und für ihn ein Muster bei Aneignung des fremden Idioms. Wenn wir deutsch sprechen, so brauchen wir also die Modetorheiten des preussischen Lieutenantsstils oder andere Freiheiten nicht nachzuahmen, auf solche Abwege sollen wir nicht geraten. Aber wir müssen, da unser liebes Allemannisch von dem Hochdeutsch in so vielen und zum Teil wesentlichen Dingen wie Biegung, Satzkonstruktion, Betonung und Wortschatz abweicht, beide nur fein säuberlich auseinanderhalten, damit wir nicht das bekommen, was man jetzt so häufig unter der Flagge Hochdeutsch zu hören bekommt, ein mit allemannischen Anklängen versetztes Deutsch oder dann ein mit schriftdeutschen Elementen vermischtes „Züritütsch.“ Beides ist Messing, von dem sich selbst der Dialektdichter im „züritütsche Läbesbild“ nicht freigehalten hat. Die Häufigkeit solch' korrumpirter Sprache deutet genugsam an, dass unser Allemannisch unaufhaltsam dem Untergange entgegengeht. Wenn wir in diesem Sterbeprozess die rechte Gelegenheit wahrnehmen und für unsere Mundart ein gutes Schriftdeutsch eintauschen, so handeln wir im Interesse unseres Volkes. Sollten wir deutschschweizerischen Lehrer denn nicht weitschauend genug sein, auch ausser der Schule uns zu bemühen, diesem Prozess den rechten Weg zu weisen! Wenn wir uns im Ausland den Ruf deutscher Sprach- und Sprechmeister erwürben, würden wir da unserm Vaterlande nicht einen Dienst erweisen! Haben nicht die Erzieher, die aus der Westschweiz hervorgegangen, ihrem Vaterlande die Gunst vieler Gebildeten in allen fremden Ländern gesichert! Da liegt, meine werten Kollegen, ein noch wenig bebautes Feld vor uns, das gute Ernte verspricht!

Ein offener Blick für die Schäden und Bedürfnisse der Zeit, wie ihn jeder Volksschullehrer haben soll, zeigt

uns, dass im Vordergrunde des öffentlichen Interesses der Kampf gegen den Alkoholgenuss steht, und erst kürzlich war eine Preisaufgabe ausgeschrieben über die Frage: „Wie kann die Volksschule den Alkoholismus am wirksamsten bekämpfen?“ — Es können sich nun für den vorurteilslosen „Weltüberblicker“ zwei Fragen erheben: Bestehen in dieser Hinsicht Missbräuche in solchem Masse, dass ein allgemeines Ankämpfen dagegen nötig ist? und, wenn ja: Ist es Sache des Lehrers, sich an diesem Kampfe zu beteiligen? — — Ich stehe nicht an, beide Fragen mit ja zu beantworten. — Wie kann aber der Lehrer im Kampfe gegen den Alkoholismus wirken? Durch Belehrung und Beispiel. Wie ich das verstehe, will ich an einigen Beispielen zeigen. Es ist in vielen Kreisen die Meinung verbreitet, der Wein gebe Kraft. Dass dem nicht so ist, wissen wir. Die Physiologie lehrt, dass er lediglich anregend wirkt, dass nach seiner anreizenden Wirkung eher wieder eine Erschlaffung, ein mehr oder minder starker Rückschlag erfolgt. Weshalb sollten wir nicht in Bezug auf diese Tatsache der Wahrheit Zeugnis geben und z. B. auf Schulreisen das „Einkehren“ auf das Notwendige beschränken und lieber etwa eine Gabe Wein durch eine Ration Schweizermilch ersetzen. Schulreisen sind schon Anlässe, wo die Schule mit der Familie und der Aussenwelt in sehr nahe Berührung kommt, Gelegenheiten, um gewissenlosen oder unverständigen Eltern zu zeigen, wie man mit Kindern vernunft- und naturgemässe Ausflüge machen kann. — Welch' bedenkliches Zeichen der Zeit, wenn ganze Scharen schulpflichtiger Jungen ihre „Sauser- und Katerbummel“ begehen! Und wenn dabei gar Lehrerssöhne mitmachen! — Die Jugend vor dem Fehler bewahren, an dem viele Alten leiden! — Unser geselliges Leben in der Öffentlichkeit, in Vereinen krankt entschieden an dem Übel. In vielen Kreisen gedeiht keine Fröhlichkeit ohne den

Alkohol. Wo sind nun die Ursachen? Einmal ist das Trinken bei uns Germanen ein altes Herkommen, eine Art Erbübel. Dann aber hat der Umstand, dass man gerade auf den Zeitvertreib im Wirtshaus verfällt, noch einen andern Grund. Der steckt tiefer, nämlich in der herkömmlichen und verkehrten Art der Unterhaltung. Es ist ein grosser Übelstand, dass sich bei uns gewöhnlich die Geschlechter getrennt amüsiren, die Männer im Wirtshaus beim Kartenspiel, die Frauen beim Kaffeeklatsch. Wir alle hier sind Anhänger der Mischung der Geschlechter in den Volksschulen. Weshalb sollten wir nicht auch für die Frauen und Männern gemeinsamen geselligen Vereinigungen sein. Die Engländer und Franzosen haben das in der Praxis schon längst erprobt und ihre gesellschaftlichen Einrichtungen sind ein Merkmal ihrer vorgeschrittenen Kultur. Wie viele Ausschreitungen und Einseitigkeiten im Genusse würden bei uns nicht unterbleiben, wenn die Männer ihre Eigenliebe und die Frauen ihre falsche Scham aufgäben!

Als Folge dieses Zusammenspiels und Zusammenseins der Geschlechter müsste sich von selbst eine Änderung in der Unterhaltung ergeben und das ist der zweite Punkt. Die Spiele kämen wieder mehr zu ihrem Rechte, alte würden wieder belebt, neue eingeführt. Liegt da nicht für den an Organisieren gewöhnten Lehrer eine prächtige Gelegenheit vor, bahn- und vorurteilbrechend vorzugehen! — Eine bessere Konversation würde an die Stelle der oberflächlichen oder einseitigen Unterhaltung treten.

Ist da nicht der Volksschullehrer berufen, an seinem bescheidenen Orte in diesem Sinne zu wirken! Findet er doch in der reichen Rüstkammer seiner Bildung des Stoffes genug. Es kann sich nur darum handeln, ihn dem Kreise gemäss auszuwählen und ihm anzupassen! Und soll denn der Lehrer nicht, besonders der in einfachen Verhält-

nissen lebende, ein Sauerteig im gesellschaftlichen Leben sein. Ist es nicht seine heilige Pflicht, durch sein Beispiel zu zeigen, dass man auch, ohne übermässig den Trinksitten zu fröhnen, eine Geselligkeit pflanzen, erhalten und veredeln kann. In diesem Bestreben findet er am Geistlichen, am Arzte, an allen Wohlgesinnten einen Rückhalt. — Und es liegt, meine verehrten Synodalen, nur an uns, mit einem Schlage die Hälfte der Nation in unser Lager zu ziehen und unsern Zwecken dienstbar zu machen. Schreiben wir auf unsere Fahne „Kampf gegen den Missbrauch des Alkohols", so haben wir die erste Grossmacht in Europa, die vor Frankreich und Deutschland bestanden hat und sie überdauern wird, auf unserer Seite, wir haben — die Frauen — und damit die Mehrheit!

Ein verwandtes Kapitel ist der Kampf gegen die schlechte Litteratur, der von dem Vereine zur Verbreitung guter Schriften geführt wird. Als deren Leiter und Helfer tun sich bereits Lehrer hervor. Aber auch jeder Einzelne aus uns kann in seinem Kreise segensreich wirken, wenn er sich kaufend, verbreitend, aufklärend dabei beteiligt. Auf ein wichtiges Moment möchte ich aber noch besonders aufmerksam machen: Refüsiren Sie grundsätzlich jede Sendung von Buchhändlern, die sich mit Verbreitung dieser Schundlitteratur befassen — es gibt welche am Platze Zürich. Aber tun Sie es mit ausdrücklicher Begründung!

In städtischen Verhältnissen hört man etwa die Leute sich beklagen, die Lehrer drängten sich überall vor, in Vereinen etc. sei man vor ihnen nicht sicher. Dieser Vorwurf mag etwa seine Berechtigung haben. Doch hört man auch die entgegengesetzten Klagen, die Lehrer nähmen sich in ihren Gemeinden der Pflege der „idealen" Gebiete, des Gesangwesens etc. zu wenig an, und diese letztern Lehrer tun entschieden besser, wie die erstern. Betrachten wir das Gesangswesen. Wahr ist es ja, und

muss jeden unter uns mit gerechtem Stolz erfüllen, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass ein gut Teil von den durch zürcherische Vereine am eidgenössischen Sängerfest in Basel erworbenen Kränzen auf die Tätigkeit unserer Kollegen zurückzuführen sind. Aber die es soweit bringen und in unserm bis zur Fieberhitze betriebenen Vereinsleben auf die Dauer aushalten, sind nicht sehr zahlreich. Die Gesundheit ist doch ein schätzbar Gut und leidet bei minder starken Naturen entschieden unter der Last der am Abend zu bewältigenden Arbeit. Diese verzehrt oft mehr Kräfte als sie wert ist. Besonders jüngern Kollegen möchte ich es ans Herz legen: Haltet Mass im Vereinsleben. Lasset eher euch suchen, als dass ihr die Gelegenheit suchet! — Auf dem Lande liegen die Sachen wesentlich anders, dort ist oft die moralische Verpflichtung so gross, dass man sich ihr nicht entziehen kann.

Im Turnwesen sind vielfach die Lehrer bahnbrechend vorangegangen und haben die edle Gymnastik in Gegenden eingebürgert, wo sich ein starker Widerstand geltend machte.

Die Betrachtung dieser Seite unserer Tätigkeit ausser der Schule führt naturgemäss auf einen heiklen Punkt. Es ist die Frage: „Sollen wir uns unsere Arbeit bezahlen lassen?“ Die Antwort kann nach der jetzigen allgemeinen Anschauung von diesen Dingen nur bejahend lauten, und, man möchte beifügen, man lasse sich die Arbeit gehörig zahlen. Leistet ein Lehrer z. B. so viel im Gesangsdrill wie ein Musiker, so soll er auch die gleiche Bezahlung geniessen. Es wäre zwar schön, wenn der Lehrer aus blossem idealem Streben seine Arbeit gratis verrichten könnte; aber zu diesem Opfer reichen bei den meisten die Quartalzapfen nicht aus.

Einen ähnlichen Rat möchte ich bei Privatunterricht, diesem aufreibenden Zeitvertreib, erteilen. So wie ein

menschenfreundlicher Arzt für Arm und Reich verschiedene Tarife aufstellt, so halte es der Lehrer mit den Eltern seiner Privatschüler. Mittellose Kinder nehme er unentgeltlich nach, dafür verkaufe er an bemittelte Eltern seine Arbeit zu verständigem Preise. Solche Leute bekommen dann erst Achtung vor dem Lehrer; denn sie taxiren alles nach dem Grundsatz: „Was nichts kostet, ist auch nichts wert."

Die Gelegenheiten, da der Lehrer unbezahlte Arbeit zu übernehmen hat, sind ja noch zahlreich genug und er benützt sie in selbstloser Weise: Da ist es z. B. die Sache der Ferienversorgung, die von Gliedern unseres Standes die eifrigste Pflege erfährt. Besonders auch unsere Frauen stellen sich in ihren Dienst, ein vollgültig' Zeugnis für unsern Geist der Humanität.

Ja, was in jenem schönen Gedichte steht, „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut", das gilt ganz besonders für uns. Unser Beruf steht ganz im Dienst der Ideale, denen die Menschheit entgegenwächst. Lorbeeren und blinkende Schätze sind da keine zu holen. Wir gehören zu jenen, die bei der „Teilung der Erde" zu spät gekommen sind und mit dem Dichter den Lohn im eigenen Herzen suchen müssen. Und im zürcherischen Lehrerstande ist es eine gute Überlieferung, das kräftige Wort Leuthold's:

„Lass durch dies gutanhäufende Volk von Toren
Den Sinn dir nicht blenden für
Deines Daseins edelste Blüten."

Lasst uns auch ferner mit verschränkten Armen der Jagd nach dem Trugbild des Glückes zusehen, aber tapfer einhauen im Kampf für Freiheit, Vaterland, Humanität! Seien wir keiner Partei und Clique dienstbar, sie sind alle undankbar und fressen, wie Kronos, ihre eigenen Kinder! Was unser Tun und Lassen bestimmt, das sind

nicht die Rücksichten auf Personen, Strömungen, Leithämmel, sondern die Rücksichten auf das Wohl des Ganzen.

Dieses aber hat dafür die Pflicht, uns so zu halten, dass wir unabhängigen Sinnes unserm Berufe und den ihm zugehörenden Pflichten leben können. Eine sorgenfreie bescheidene Existenz ist es, was die Lehrer von dem Volke verlangen müssen, damit sie in schlechten Jahren sagen können: „Wir können zufrieden sein!“ und in guten: „Wir sind ja auch zufrieden!“ Kann der den dringenden Sorgen enthobene Lehrer so sprechen, so wird er sich freudig in den Dienst des Volkes stellen mit seiner ganzen Kraft auch ausser der Schule. An ihm wird das gesellschaftliche Leben einen Mittelpunkt haben, er wird mit seinen Gemeindegenossen Freud' und Leid teilen, bei allen Werken der Humanität, die sich unter ihnen auftun, wird er sich beteiligen, und der künstlich grossgezogene Gegensatz zwischen dem Volke und seinen Lehrern wird verschwinden, wie er gekommen.

Für uns soll die Wahrnehmung ausschlaggebend sein, die jeder von uns schon gemacht hat, dass selbst der Roheste den an der Spitze der Herde marschirenden Hirten grüsst. Unser wichtiges Amt richtig verwaltet, hebt uns über die Fährlichkeiten einer künftigen Volksabstimmung hinweg. Beweis, die letzte Volksabstimmung, in der der Initiativvorschlag eine kleine Mehrheit von Stimmen auf sich vereinigte. Wird bei der wieder neuerdings obschwebenden Frage, es ist diejenige der Pensionirung, der Kantonsrat eine feste Haltung einnehmen, so darf uns wegen des Resultates nicht bange sein. Das Volk wird seine alten Lehrer nicht der Dürftigkeit und der öffentlichen Wohltätigkeit anheim fallen lassen. Das wird es am nächsten Abstimmungstage beweisen; denn seine Bedürfnisse sind unsere Bedürfnisse, seine Vergangenheit, wir teilen sie, seiner Zukunft helfen wir den Grund bebauen in seinen Kindern. Es wird das durch die Tat

anerkennen, und wir werden auch ferner mit freudigem Stolze ausrufen:

Hier bechenno ih mih,
Hier bin ih heime,
Hinnan bin ih purtig!